

Reihe
Germanistische
Linguistik

259

Herausgegeben von Armin Burkhardt, Angelika Linke
und Sigurd Wichter

*Dietrich Busse / Thomas Niehr /
Martin Wengeler (Hgg.)*

Brisante Semantik

Neuere Konzepte und Forschungsergebnisse
einer kulturwissenschaftlichen Linguistik

Max Niemeyer Verlag
Tübingen 2005



Reihe Germanistische Linguistik

Begründet und fortgeführt von Helmut Henne, Horst Sitta und Herbert Ernst Wiegand

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 3-484-31259-9 ISSN 0344-6778

© Max Niemeyer Verlag GmbH, Tübingen 2005

<http://www.niemeyer.de>

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.
Printed in Germany.

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Druck: Laupp & Göbel GmbH, Nehren

Buchbinder: Nädele Verlags- und Industriebuchbinderei, Nehren

Inhaltsverzeichnis

Martin Wengeler

Fritz Hermanns: Zwischen programmatischen Visionen und gesellschaftlich brisanter Empirie	1
--	---

I Kulturwissenschaftliche Linguistik: Theorie und Programmatische

Dietrich Busse

Sprachwissenschaft als Sozialwissenschaft?	21
--	----

Ludwig Jäger

Vom Eigensinn des Mediums Sprache.....	45
--	----

Angelika Linke

Kulturelles Gedächtnis. Linguistische Perspektiven auf ein kulturwissenschaftliches Forschungsfeld	65
---	----

Ralph Christensen/Michael Sokolowski

„Die Worte hör ich wohl...“ – Die Linguistik des juristischen Wortlautarguments.....	87
---	----

Thomas-Michael Seibert

Juristische Tautologien	103
-------------------------------	-----

Jörg Kilian

Assoziative Stereotype. Sprachtheoretische, sprachkritische und sprachdidaktische Anmerkungen zum lexikalisch verknüpften Mythos, Aberglauben, Vorurteil.....	117
--	-----

Joachim Scharloth

Die Semantik der Kulturen. Diskurssemantische Grundfiguren als Kategorien einer linguistischen Kulturanalyse.....	133
--	-----

II Brisante Semantik: Sprachgeschichte

Andreas Gardt

Begriffsgeschichte als Praxis kulturwissenschaftlicher Semantik:
die Deutschen in Texten aus Barock und Aufklärung 151

Thomas Niehr

Von „veraltetem“, „edlem“ und „ganz pöbelhaftem“
Sprachgebrauch. Johann Christoph Adelungs
Grammatisch-Kritisches Wörterbuch als Quelle für die
Erforschung des Denkens, Fühlens und Wollens einer
sozialen Schicht des ausgehenden 18. Jahrhunderts 169

Anja Lobenstein-Reichmann

Sprache und Rasse bei Houston Stewart Chamberlain 187

Martin Wengeler

Von den kaiserlichen „Hunnen“ bis zu Schröders
„uneingeschränkter Solidarität“. Argumentative und
lexikalische Kontinuitäten und Veränderungen in
deutschen „Kriegsbotschaften“ seit 1900 209

Heidrun Kämper

1945: Sprachgeschichte – Zeitgeschichte – Umbruchgeschichte
am Beispiel 233

Dietz Bering

Neue Formung eines alten Werkzeugs. *Intellektueller*
1945-1950 249

Martin Steinseifer

„Fotos wie Brandwunden“? – Überlegungen zur
deontischen Bedeutung von Pressefotografien am
Beispiel von Hanns Martin Schleyer als Opfer der
Roten Armee Fraktion 269

III Brisante Semantik: Gegenwartssprache

Ulrike Haß

Brisanter Text. Der Entwurf eines Vertrags über eine
Verfassung für Europa 293

Andreas Musolff

Brisante Metaphern. Zur argumentativen Funktion von
Krankheitsmetaphorik im öffentlichen Diskurs 309

Josef Klein

Reden für den Frieden. Die Singularität der Reden des
UNO-Generalsekretärs 323

Werner Holly

Zum Zusammenspiel von Sprache und Bildern im
audiovisuellen Verstehen 337

Matthias Jung

Schlüsselwortforschung im Internet – Möglichkeiten,
Beispiele, Grenzen 355

Martin Wengeler

Fritz Hermanns: Zwischen programmatischen Visionen und gesellschaftlich brisanter Empirie

Syntax, Zustandspassiv, illokutionäre Kraft, Handlung, Idee, Stereotyp, Schlagwort, Mentalität, Einstellung, Kultur, Verstehen auf der einen Seite; *Umwelt, Arbeit, Leistung, Fremdheit, Einigkeit, Globalisierung, deutsch, Deutschland, Volk, Nation* auf der anderen Seite: Was haben diese „Begriffe“ oder Wörter einerseits aus dem (nicht nur) sprachwissenschaftlichen Fachgebiet, andererseits aus dem öffentlich-politischen Handlungszusammenhang gemeinsam? Zunächst einmal nur dies: Wer mehr über sie wissen möchte als in allgemeinen deutschsprachigen oder in Fachwörterbüchern nachzulesen ist, der ist gut beraten, sich in den leider recht verstreut vorliegenden Publikationen von Fritz Hermanns darüber zu informieren. Denn was er oder sie dort findet, verschafft ihm und ihr nicht nur einen Überblick über die zumeist weit gefächerte „Bedeutung“ – im Sinne der kommunikativen Funktionen, des Gebrauchs – dieser Ausdrücke, sondern damit zugleich einen Eindruck von der Lebendigkeit und lebensweltlichen sowie gesellschaftlichen Relevanz eines Faches. Eines Faches, das ja viele Schüler und Studierende immer noch nur in Form von lebensfernen Analysen erfundener Beispielsätze, von minimalen semantischen Merkmalen oder von Lautverschiebungsgesetzen kennen lernen – um sich dann im Hauptstudium auf das zu konzentrieren, weswegen sie immer schon Germanistik studieren wollten: Auf Literatur, auf einzelne Autoren oder literarische Epochen oder auf Literaturtheorien. Ein Zusammenhang mit linguistischen Aspekten und Ansätzen dürfte dabei den meisten verborgen bleiben.

Sollten Sie allerdings in ihrem Studium das Glück gehabt haben, im Zusammenhang von Semantik, Pragmatik, Lexikographie, Sprachgeschichte, Deutsch als Fremdsprache oder Hermeneutik auch einmal einen Aufsatz von Fritz Hermanns in die Hand bekommen zu haben, so werden sie nicht nur eine trotz ihres wissenschaftlichen Niveaus unterhaltsame und spannende Lektüre genossen haben¹, sondern auch die inzwischen von vielen beklagte verlo-

¹ Fritz Hermanns scheint sich Heinrich Heines Selbstreflexion aus dessen „Vorrede zur Geschichte der Religion und Philosophie“ zu eigen gemacht zu haben. Im Kontrast zu den gelehrten Philosophen, so Heine, sei „das wenige, was ich sage, ganz klar und deutlich ausgedrückt“, wohingegen die Werke der gelehrten Philosophen zwar sehr tief Sinnig, aber leider unverständlich seien: „Was helfen dem Volke die verschlossenen Kornkammern, wozu es keinen Schlüssel hat? Das Volk hungert nach Wissen und dankt mir für das Stückchen Geistesbrot, das ich ehrlich

ren gegangene Einheit des Faches Germanistik in diesen Texten erlebt haben und nicht zuletzt die eben angesprochene lebensweltliche Relevanz sprachwissenschaftlicher Analysen entdeckt haben. Sind somit etwas allgemein die Vorzüge des Werkes von Fritz Hermanns aus der Sicht von Lernenden – die ohne weiteres auch auf die von KollegInnen zu übertragen ist – angesprochen, so soll im Folgenden doch auch etwas genauer auf die wissenschaftlichen Leistungen des mit dem vorliegenden Band zu Ehrenden eingegangen werden.

Die eingangs erwähnten Ausdrücke oder „Begriffe“ haben nicht nur rezeptionsseitig etwas Gemeinsames, sondern auch produktionsseitig – und zwar darin, wie Fritz Hermanns mit ihnen umgeht und welche Erkenntnisinteressen er damit verfolgt. Dabei versteht er offenbar jede einzelne Analyse auch als Antwort auf die Grundfrage der Disziplin Linguistik, was Sprache ist, wie sie funktioniert. Sein Credo dazu hat er unnachahmlich klar in einem seiner jüngeren programmatischen Aufsätze benannt:

Sprache *besteht* darin, dass und wie sie funktioniert, das Funktionieren ist ihr Wesen. Wie Sprache funktioniert – auf diese Frage haben wir dank Wittgenstein die Antwort: immer wieder anders. Nämlich in verschiedenen Sprachspielen, die man einzeln untersuchen und beschreiben muss, wenn man erklären will, wie Sprache funktioniert. (Hermanns 2003: 126)

Und genau dies leistet Fritz Hermanns – da es keine „Ein-für-alle-mal-Erklärung“ (ebd.) für das Funktionieren von Sprache allgemein geben kann – mit all den oben aufgeführten „Begriffen“ für wichtige einzelne sprachliche Phänomene: Er untersucht, wie sie – „immer wieder anders“, „in verschiedenen Sprachspielen“ – funktionieren. Bei der ersten Gruppe durchstöbert er dafür zumeist die im eigenen Fach oder in den für die Begriffe einschlägigen Nachbarwissenschaften wie der Philosophie, Sozialpsychologie und der Geschichtswissenschaft relevante Literatur, um zunächst möglichst fundiert zu klären, wie sie dort „funktionieren“, was dort mit diesen Wörtern „getan“ wird, für welche Zwecke sie dort benutzt werden, traditioneller gesagt, welche Definitionen und „Bedeutungen“ dort vorliegen und welche Erkenntnis- und Forschungsinteressen daraus abgeleitet werden. Dies nutzt er in der Regel dann zur differenzierten Abwägung dafür, in welcher Weise solche wissenschaftlichen Begriffe für die Linguistik vor allem in ihren Teilbereichen Semantik, Pragmatik, Lexikographie, Sprachgeschichte und Deutsch als Fremdsprache fruchtbar gemacht werden können – in Einzelfällen auch dazu, ihm problematisch erscheinende Begriffe dezidiert zurückzuweisen (z.B. illokuti-

mit ihm teile. Ich glaube, es ist nicht Talentlosigkeit, was die meisten deutschen Gelehrten davon abhält, über Religion und Philosophie sich populär auszusprechen. Ich glaube, es ist Scheu vor den Resultaten ihres eigenen Denkens, die sie nicht wagen, dem Volke mitzuteilen.“

onäre *Kraft* oder *Konnotation*). In den meisten Fällen ergibt sich aus diesen Begriffsklärungen eine Horizonterweiterung für Linguisten: Neue Anschlusschancen an Nebenfächer werden aufgezeigt und somit interessante Perspektiven für interdisziplinäre Zugänge und neue Erkenntnismöglichkeiten eröffnet. Dadurch bedingt sind mit dem Namen Fritz Hermanns inzwischen einige linguistische Forschungsprogramme verknüpft, die zwar unter unterschiedlichen Etiketten firmieren, die aber alle die Gemeinsamkeit haben, Linguistik als eine Wissenschaft zu betreiben und voran zu bringen, die zu Fragestellungen etwas zu sagen hat, die die Menschen und die Gesellschaft bewegen.

Wer sich als junger LinguistIn der etwas pathetischen Einschätzung von Dietz Bering „Die Zeit, wo man [...] Bücher über die Distribution einzig und allein des Wortes *Heidelbeere* oder des Konjunktivgebrauchs geschrieben hat, dürfte vorbei sein. Dafür wollen die Menschen ihr Leben nicht geben [...]“ (Bering 1998: 365) anschließen kann, der sollte tunlichst als erstes Fritz Hermanns‘ Texte lesen, weil er sich dort orientieren kann, in welcher Richtung, auch in welchem linguistischen Teilgebiet es sich lohnen könnte, sein (Lehr- und Forscher-)Leben zu geben. Als Termini für diese programmatischen Ausrichtungen hat Fritz Hermanns die Begriffe „linguistische Mentalitätsgeschichte“ – vielleicht das von ihm meist zitierte Programm, das er jüngst auch modifiziert hat zu „linguistischer Einstellungsgeschichte“ –, „linguistische Anthropologie“, „linguistische Hermeneutik“ und „reiche Semantik“ entweder selbst eingeführt oder in Übereinstimmung mit anderen vorgeschlagen. Sie werden von Hermanns jeweils abgeleitet aus einer gründlichen Beschäftigung und Darstellung der zumeist recht heterogenen Verwendungweise der namengebenden Begriffe in benachbarten Disziplinen: *Mentalität* wird aus soziologischen und geschichtswissenschaftlichen Ansätzen hergeleitet, *Einstellung* aus sozialpsychologischen Verwendungen und Definitionen, *Hermeneutik* aus den *Verstehens*-Begriffen der literaturwissenschaftlichen Hermeneutik und der Psychologie. Mit den aufgezählten Begriffen verbinden sich die hier gemeinten „programmatischen Visionen“, weil es sich jeweils um Programme handelt, die Hermanns in einzelnen Forschungen zwar bereits am Werk sieht, zu denen er auch selbst eigene empirische Beiträge beisteuert, die aber jeweils zu der Zeit, zu der er diese Programme entwirft, noch nicht ausgearbeitet und erst recht nicht etabliert sind. Allerdings werden diese Ideen mit Bezug auf ihn gerade von der jüngeren Forschergeneration bevorzugt und z.T. mit Begeisterung aufgenommen, so dass Fritz Hermanns in all diesen Bereichen als Vor-Denker gelten kann.

Diese Programme entwickelt Hermanns zumeist aus einem lexikographischen und semantisch-lexikologischen, aber auch aus sprachgeschichtlichem Interesse und Engagement heraus. So sind es neben den genannten Programmen insbesondere auch die Lexikographie und die „Politische Semantik“, die Fritz Hermanns mit seinen Begriffsklärungen und seinen terminologischen Vorschlägen bereichert hat. Ausgehend von seinem nun über 20 Jahre alten Aufsatz über „Brisante Wörter“ gibt es wohl kaum noch eine Publikation, die

sich mit politischem Wortschatz beschäftigt, in der nicht auf Hermanns' Terminologie von *Fahnenwort*, *Stigmawort* und *deontischer Bedeutung* zurückgegriffen wird. Darin enthaltene Ideen hat er allerdings in den letzten Jahren systematisch auch für die allgemeine Semantik und Lexikologie weiter entwickelt und ausgearbeitet. Deziert hat er dabei die von verschiedenen Sprachtheoretikern seit etwa hundert Jahren mit unterschiedlichen Termini gefassten drei Bedeutungsdimensionen sprachlicher Zeichen auch mit Rückbindung an philosophische, individual- und sozialpsychologische Konzepte auf die Trias Kognition – Emotion – Volition zusammengeführt und damit ein Konzept semantischer Analyse bereit gestellt, das zwanglos für die entworfenen linguistischen Forschungsprogramme genutzt werden kann: Im Einstellungsbegriff sieht Hermanns diese drei Bedeutungsdimensionen gebündelt, und Mentalitäten als das Denken, Fühlen und Wollen sozialer Gruppen in vergangenen Zeiten zu untersuchen, lässt sich daran ebenso anschließen. Dass eine Semantik, die solche Bedeutungsdimensionen berücksichtigt, zu einer Disziplin wird, die zu Recht für sich reklamieren kann, eine „reiche Semantik“ zu sein, hat Hermanns mit seinen Beiträgen zu den „Dimensionen der Bedeutung“ ebenfalls gezeigt. Was ihm dabei auch immer wieder gelingt ist, traditionelle und in verschiedenen Disziplinen beheimatete Vorstellungen mit modernen Semantikkonzepten in sehr eigener und überzeugender Weise so in Verbindung zu bringen, dass z.B. Prototypen-, Stereotypen- oder Frame-Semantik mit Fritz Hermanns' Brille gelesen für die wirklich interessanten Aspekte von Bedeutungsbeschreibungen besser zugänglich werden.

Dass Hermanns diese interessanten Aspekte vor allem im öffentlich-politischen Wortschatz sieht, wird nicht nur dadurch deutlich, dass er, wenn er nicht programmatische Entwürfe oder begrifflich-theoretische Auseinandersetzungen leistet, diesen Wortschatz in seiner sprachgeschichtlichen Entwicklung und aktuellen Funktion unter die Lupe nimmt, sondern dies hat er in entsprechenden Überblicken über diese drei Bedeutungsdimensionen auch ausdrücklich benannt: Bezüglich Volition heißt es da im „Handbuch Lexikologie“: „Auf die wirklich interessanten Fälle einzugehen, ist hier nicht der Ort“ (2002: 348), woraufhin er eben einige von den Beispielen nennt, die oben im zweiten Teil der Aufzählung angeführt worden sind. Analog zu den wissenschaftlichen Begriffen greift er auch hier Begriffe heraus, die dadurch interessant werden, dass sie ein breites Gebrauchs- und Funktionsspektrum haben, das er methodisch zunächst – vor allem auch bezüglich ihrer sprachgeschichtlichen Verortung – über die Lektüre allgemeiner einsprachiger Wörterbücher, zumeist beginnend mit Adelung, zu erschließen versucht. Wie aber bei den wissenschaftlichen Begriffen die Lektüre von Fachlexika nur ein kleines Spektrum dessen wiedergibt, was mit den „Begriffen“ fachwissenschaftlich geschieht, ist die Funktion des öffentlich-politischen Wortschatzes kaum über Wörterbücher zu erschließen. Eher lässt sich mit ihnen zeigen, wie wenig von der „Bedeutung“ dieser Ausdrücke darin dargestellt werden kann –

woraus sich dann wiederum Programme für eine „reichere“ Lexikographie oder eine narrativ-diskursive Wortgeschichtsschreibung ableiten lassen.

Und diese betreibt Fritz Hermanns dann auch schon, indem er fach- und populärwissenschaftliche Werke und öffentlichkeitssprachliche Texte aus Medien und Parteipolitik hinzuzieht und analysiert. Daraus ergeben sich dann einerseits höchst informative Darstellungen von solchen gesellschaftlich brisanten Schlüsselwörtern wie *Umwelt*, *Arbeit*, *Deutschland*, *Nation* und *Globalisierung*, mit denen Hermanns sich in die besten begriffsgeschichtlichen Traditionen einreihet, deren Erweiterung zu einer auch Alltagstexte einbeziehenden und bedeutungstheoretisch ambitionierten Historischen Semantik er damit empirisch-praktisch vorführt. Neben dieser begriffsgeschichtlichen Fokussierung setzt Hermanns dabei allerdings auch noch einen zweiten Schwerpunkt, indem er eine sozusagen textuelle Semantik betreibt, wenn er in der Analyse der Grundsatzprogramme von SPD und CDU deren zentrale Fahnenwörter *Freiheit*, *Gerechtigkeit*, *Solidarität* (und *demokratischer Sozialismus*) auf der einen und *Leistung* und *Entfaltung* auf der anderen Seite in den Mittelpunkt der Analyse rückt. „Praktische Semantik“ betreibt er hier allerdings auch in dem Sinne, dass er bei der Analyse einzelner Texte stärker als bei den begriffsgeschichtlichen Darstellungen pragmatische sprachwissenschaftliche Konzepte mit einbeziehen kann, die eben die konkreten Sprechhandlungsfunktionen darstellen, in denen die analysierten Fahnenwörter sich entfalten.

Das Unterhaltsame und Spannende auch an solcher Lektüre ist der für Fritz Hermanns typische Verzicht auf langweilende Terminologisierung und Systematisierung, anstelle derer es ihm in narrativer Form aufgrund seines umfangreichen sprachtheoretischen und geschichtlichen Wissens, das in die Narration verwoben wird, gelingt, neue und überraschende Einsichten zu gewinnen, so etwa die über die Funktion von „deontischen Tautologien“ im Godesberger Programm von 1959, das einem durch Hermanns' Lektüre als ein politisch-textuelles Meisterstück nahe gebracht wird, wo es im linken Mainstream ansonsten doch eher als Verrat an alten Idealen wahrgenommen wird. Zu diesen textlinguistisch-pragmatischen Analysen Hermanns' zählen zudem die Interpretation des Deutschlandliedes sowie die Analyse von Texten, die Gewalt verherrlichen oder dieser Vorschub leisten.

Seine semantisch-lexikologischen Interessen in solchen Analysen auch mit locker gehandhabten pragmatischen Analysekr iterien anzureichern, gelingt Hermanns wohl auch deshalb so gut, weil er auch zu der seit den 70er Jahren in der germanistischen Linguistik konstatierten „pragmatischen Wende“ auf der dabei zeitweise äußerst beliebten theoretischen „Schiene“ bewandert ist und Wesentliches beizutragen hat. Und auch dabei bleibt er seiner methodischen Linie treu, seine Beiträge an einem zentralen – jetzt wieder – wissenschaftlichen Begriff „aufzuhängen“. So überprüft er den von einem der deutschen Pragmatik-„Päpste“ (Dieter Wunderlich) eingeführten und theoretisch genutzten Begriff der illokutionären *Kraft* eingehend anhand des Originaltext-

tes von Austin, um daraus eine gegen Wunderlich gerichtete und Austin-konforme „menschlichere“ Lesart der Sprechakttheorie zu etablieren, oder er setzt sich detailliert mit den in der Linguistik gehandelten Handlungsbegriffen auseinander, um daraus einen sinnvollen Handlungsbegriff zu destillieren.

Etwas untergegangen und nur angeklungen bei der bisherigen Darstellung der Leistungen Fritz Hermanns im Bereich von Lexikologie, (Politischer) Semantik und großen programmatischen „Würfen“ sind auch seine Beiträge zur Lexikographie, die bezüglich Emotion und Appellfunktion im Wörterbuch sowie der Einforderung, die „Brisanz“ von Wörtern auch lexikographisch zu berücksichtigen, offenbar den Anstoß gegeben haben für die jeweils grundsätzlichere Beschäftigung mit diesen Aspekten hinsichtlich theoretischer und praktisch-empirischer Semantik. Und was gänzlich unerwähnt geblieben ist – auch weil es für den vorliegenden Band keine Rolle mehr spielt –, sind die zahlreichen Beiträge, die Fritz Hermanns vor allem in den 1980er Jahren im Rahmen seiner Lehrtätigkeiten zur Didaktik des Deutschen als Fremdsprache und zur Ausgestaltung einer interkulturellen Germanistik geleistet hat. Ebenso soll wenigstens erwähnt werden, dass Hermanns sich auch schon in seiner – leider wenig rezipierten – Dissertation mit einem wissenschaftlichen Begriff intensiv beschäftigt hat, der auch heute noch große Teile der sprachwissenschaftlichen Forschung und Lehre dominiert, dem der *Generativen Grammatik*. Sprachtheoretisch und wissenschaftsgeschichtlich setzt er sich dabei detailliert mit Ursachen und Folgen der „Kalkülisierung der Grammatik“ auf dem Stand, den Chomskys theoretische Konstrukte bis zu den 70er Jahren erreicht hatten, auseinander.

Das aber, womit sich Fritz Hermanns in der Zukunft zwar keine institutionelle, aber doch eine breite sachlich-wissenschaftliche und menschliche Anerkennung erworben hat, sind die zuvor erläuterten programmatischen Entwürfe, auf die sich inzwischen sehr viele berufen, die theoretischen Beiträge zu Lexikologie und Semantik sowie die konkreten semantisch-pragmatischen Text- und Begriffsanalysen vor allem zu politisch-öffentlichen Phänomenen. Damit und mit seiner verständlichen und immer an nicht nur fachinternen, sondern auch öffentlich-gesellschaftlichen oder alltagsweltlichen Fragestellungen orientierten Schreibweise, die den Leser auch immer teilhaben lässt am Erkenntnis- und Schreibprozess des Autors, hat Fritz Hermanns mit dazu beigetragen, dass in seiner Person und mit seinem Œuvre bereits das verwirklicht ist, was in letzter Zeit, etwa mit dem sog. Bozener Manifest, des Öfteren gefordert wird: die germanistische Linguistik zu einer Disziplin zu machen, die zu öffentlich relevanten Fragestellungen etwas zu sagen hat, dabei mit Nachbardisziplinen zusammenarbeitet bzw. sich zumindest deren Erkenntnissen und Methoden nicht verschließt und die evtl. auch einmal nicht nur zu Fragen der Rechtschreibreform öffentlich wahrgenommen werden wird. Den dazu passenden Ausrichtungen von Fritz Hermanns' Werk fühlt sich der hier vorliegende und ihm zu seinem 65. Geburtstag gewidmete Band verpflichtet:

Bedeutungstheoretische, programmatische und sprachgeschichtliche Beiträge auf der einen und konkrete empirisch-semantiche und Textanalysen zu gesellschaftlich brisanten Untersuchungsgegenständen auf der anderen Seite bemühen sich, in der Weise an Fritz Hermanns' Arbeiten anzuschließen, dass daraus die Konturen einer kulturwissenschaftlichen Linguistik, wie sie vielleicht in Hermanns' Sinne genannt werden kann, deutlich werden.

Alle Beiträge sind insbesondere den titelgebenden Stichworten einer „brisanten Semantik“ und/oder einer kulturwissenschaftlichen Linguistik und damit in je unterschiedlicher Weise sowohl Fritz Hermanns' programmatischen Konzepten wie seinen empirischen Studien verpflichtet, die nicht nur die Terminologie der „brisanten Wörter“ in der Linguistik verankert haben, sondern die sich vor allem auch gesellschaftlich brisanten Gegenständen gewidmet haben. Die drei ersten Beiträge im theoretisch-programmatischen Teil dieses Bandes mögen als komplementäre Ergänzungen zu Hermanns' programmatischen Leitlinien gelesen werden: Dietrich Busse und Ludwig Jäger begründen mit Bezug auf zwar im Einzelnen verschiedene sprachphilosophische Konzepte, übereinstimmend aber in Anlehnung an einen nicht-strukturalistisch gelesenen de Saussure sowie vor allem an Wilhelm von Humboldt und Wittgenstein den Gegenstand der Sprachwissenschaft und vor allem der Semantik als eine „soziale Tatsache“ bzw. als „eigensinniges Medium“, dessen Analyse uns Zugang verschafft zum „gesellschaftlichen Wissen“ und zu „Mentalitäten“, die sich jeweils nur diskursiv sprachlich manifestieren und daher auch nur dort, in Diskursen, in der „rekursiven Transkriptivität“ des Mediums Sprache zugänglich werden. Beide Konzepte der „Sprachwissenschaft als Sozialwissenschaft“ wie das des „Eigensinns des Mediums Sprache“ richten sich explizit programmatisch gegen die Auffassung von Sprache als bloßem Zeichensystem oder als Gegenstand im Kopf, im Gehirn, in der Kognition der einzelnen Individuen. Als ergänzendes Konzept zu Hermanns' Ideen von Sprachwissenschaft als Erforschung von „Mentalitäten“ und „Einstellungen“ stellt Angelika Linke in dem dritten programmatischen Aufsatz dar, was und wie Sprachwissenschaft etwas zur Erforschung des „kulturellen Gedächtnisses“ beitragen kann, womit sie ein Konzept aufgreift und für die linguistische Forschung fruchtbar macht, das bisher in der kulturwissenschaftlich ausgerichteten Linguistik noch kaum rezipiert worden ist.

Die beiden folgenden Beiträge nehmen Bezug auf Fritz Hermanns' langjährige Mitarbeit im Heidelberger Arbeitskreis Rechtslinguistik, insofern hier von Juristen moderne bedeutungstheoretische linguistische Ansätze für ihre juristische Textarbeit reflektiert und fruchtbar gemacht werden. Während Ralph Christensen und Michael Sokolowski ganz grundsätzlich verdeutlichen, welche Probleme Juristen aus einem gebrauchstheoretisch – vor allem auch durch Fritz Hermanns' Beiträge – geschulten Bedeutungs- und Verstehens-Konzept erwachsen, welchen Gewinn sie daraus aber auch für die Rechtsauslegung und den Rechtsstreit ziehen können, greift Thomas-Michael Seibert Hermanns' Begriff der *deontischen Tautologien* auf, um dieses für die Inter-

pretation politischer Texte entwickelte Konzept als konstitutiv auch für die Rechtssprache zu erweisen und daraus Gemeinsamkeiten und Anschlüsse von politischem System und Rechtssystem abzuleiten.

In den beiden abschließenden Beiträgen des programmatischen Teils des vorliegenden Bandes stellen zwei Linguisten neue Begriffe und Methoden für semantische Analysen bzw. kulturwissenschaftliche linguistische Zugänge vor. Zum einen führt Jörg Kilian den Begriff des *assoziativen semantischen Stereotyps* in die Beschreibungssprache der lexikalischen Semantik ein und erweitert somit das Beschreibungsinventar einer epistemisch ausgerichteten Semantik, einer „reicheren Semantik“, wie sie Fritz Hermanns in seinen Analysen „brisanter Wörter“ betrieben und programmatisch gefordert hat, um einen wichtigen neuen Aspekt bzw. Terminus. Mit ihm geraten Bedeutungsaspekte in den Blick, die in bisherigen Beschreibungsmodellen vernachlässigt wurden. Zum anderen greift Joachim Scharloth den von Dietrich Busse vorgeschlagenen Terminus der *diskurssemantischen Grundfigur* als Analysekatgorie zur Beschreibung von Mentalitäten vergangener Zeiten auf und verknüpft diesen mit semiotischen Überlegungen Umberto Ecos, um ihn von der Anwendung auf rein sprachliche Einheiten auszuweiten auf die Analyse aller Zeichensysteme. Damit wird linguistische Diskursanalyse als anschlussfähig erwiesen an Kulturwissenschaft und historische Anthropologie.

Im zweiten Kapitel des vorliegenden Bandes sind zunächst unter dem Titel „Brisante Semantik“ empirische *sprachgeschichtliche* Studien versammelt, die jeweils bemüht sind, Fritz Hermanns' Programm einer Sprachgeschichte als Mentalitäts- bzw. Einstellungsgeschichte umzusetzen und damit auch Sprachwissenschaft als „linguistische Hermeneutik“ zu etablieren. Dies wird in drei Beiträgen anhand einer „reichen“ semantischen Analyse brisanter Wörter vorexerziert. Ausdrücklich als begriffsgeschichtliche Analyse mit dem methodischen Instrumentarium einer kulturwissenschaftlichen Semantik stellt zunächst Andreas Gardt das semantische Potential, die unterschiedlichen Gebrauchsweisen und Funktionen des „Begriffs“ *Deutsche(r)* in Texten des 17. und 18. Jahrhunderts dar. Dabei wird insbesondere die Akribie und Komplexität einer solchen sprachwissenschaftlich abgesicherten Methode kulturwissenschaftlichen Arbeitens im Vergleich zur herkömmlichen Begriffsgeschichte deutlich. Demgegenüber zeigt Thomas Niehr, wie anhand einer konkreten einzelnen historischen Quelle, nämlich Adelungs „Grammatisch-Kritischem Wörterbuch“, ein Beitrag zur Erforschung der Mentalität zumindest der von Adelung repräsentierten Gesellschaftsschicht des ausgehenden 18. Jahrhunderts geleistet werden kann. Er nutzt damit eine Quelle zu grundsätzlichen methodologischen Vorschlägen, die Fritz Hermanns in seinen begriffsgeschichtlichen Arbeiten immer wieder als wichtige Quelle für Informationen zum „Begriffs“-Verständnis des 18. Jahrhunderts, z.B. von *Arbeit* oder *fremd*, verwendet hat.

Texte eines einzelnen Autors untersucht auch Anja Lobenstein-Reichmann, indem sie das Werk des germanophilen Engländers Houston Stewart Cham-

berlain als einen Prototyp der Ideologie des 19. und frühen 20. Jahrhunderts untersucht, die den Nationalsozialisten sprachlich und bezüglich der vorherrschenden Einstellungen und Mentalitäten den Weg bereitet hat. Methodologisch wird also auch hier eine reflektierte Begriffsgeschichte als Instrumentarium mentalitätsgeschichtlicher Forschung genutzt, indem Chamberlains Parallelisierung von Sprache und Rasse daran gezeigt wird, wie die Wörter *Sprache* und *Rasse* gebraucht werden. Zur Mentalitätsgeschichte des 20. Jahrhunderts schließlich soll die Längsschnittanalyse einer Textsorte beitragen, die Martin Wengeler vorlegt: Die Reden, mit denen deutsche Staatsoberhäupter von Kaiser Wilhelm bis zu Gerhard Schröder dem „Volk“ den Beginn eines Krieges, eine Aufrüstungsmaßnahme im Kalten Krieg oder eine Kriegsbeteiligung bzw. -unterstützung nach dem Ende des Kalten Krieges erklärt oder nahe gebracht haben, werden auf lexikalische und argumentative Kontinuitäten und Diskontinuitäten hin untersucht. Die Argumentations- bzw. Topos-Analyse wird dabei als tiefensemantische Analyse verstanden, mit der linguistisch-hermeneutisch der Wandel von Einstellungen/Mentalitäten im 20. Jahrhundert in Deutschland deutlich werden soll.

Mit den letzten drei Beiträgen dieser sprachgeschichtlichen Sektion des Bandes wird schließlich die Zeit nach 1945 „abgedeckt“, wobei sich die ersten beiden Aufsätze mit der frühen Nachkriegszeit und der dritte mit den gesellschaftlich besonders brisanten 1970er Jahren befassen. Gesellschaftlich brisant ist allerdings auch der Schuldiskurs, den die Deutschen bzw. deutsche Intellektuelle nach dem Zweiten Weltkrieg geführt haben und den Heidrun Kämper in einem Forschungsprojekt detailliert untersucht hat. In ihrem Beitrag erörtert sie insbesondere, inwiefern eine solche sprachgeschichtliche Untersuchung zeigen kann, wie „Denkmuster der Diskursgemeinschaft in der frühen Nachkriegszeit sprachlich manifest im Sinn von Einstellungen oder Attitüden“ werden, Einstellungen zur „Schuld der Täter aus der Opferperspektive, zu der persönlichen Schuld aus der Tätersperspektive, zu der Schuld der Deutschen aus der Perspektive der Nichttäter“, und wie sprachgeschichtliche Forschung mit einer solchen Ausrichtung anschlussfähig wird an kulturwissenschaftliche Erkenntnisziele. Dietz Bering verfolgt demgegenüber einen Ausschnitt aus der Begriffsgeschichte des Wortes *Intellektueller*, die als Ergänzung zu seiner frühen Studie zur „Geschichte eines Schimpfwortes“ gelesen werden kann. Er zeigt, wie die Untersuchung des Gebrauchs des „sprachlichen Werkzeugs“ *Intellektueller* insbesondere in Texten der frühen Nachkriegszeit „kulturanalytische Kraft“ entfalten kann, indem deutlich wird, wie *Intellektueller* allmählich und vorsichtig zu einem Werkzeug wird, das mit freiheitlich-aufklärerischen Inhalten verknüpft und erstmals vorwiegend positiv „besetzt“ eine mentalitäre, bewusstseinsmäßige Veränderung in der deutschen Geschichte anzeigt und mit vorbereitet. Martin Steinseifers Beitrag beschäftigt sich mit einer ebenso „brisanten“ Phase der bundesrepublikanischen Nachkriegsgeschichte, verfolgt aber eine besondere methodologische Zielrichtung. Auch er will – wie Scharloth und Holly – die diskursgeschichtliche

linguistische Analyse durch die Einbeziehung von Bildern, in seinem Fall von Pressefotos erweitern. Und es geht ihm insbesondere um die diskursive Funktion von Bildern bei der öffentlichen „Bearbeitung“ brisanter Ereignisse. Steinseifer zeigt in seinem Beitrag, wie Fotos, die Ereignisse des RAF-Terrorismus der 1970er Jahre repräsentieren, in unterschiedlichen Zusammenhängen mit verschiedenen Bedeutungen aufgeladen werden und wie dabei Hermanns' Konzept der *deontischen Bedeutung* auf die Analyse der Bilder übertragen werden kann. Diese methodologische Neuerung, die mit modernen semiotischen Analyseansätzen verknüpft wird, verbindet Steinseifer zum anderen mit einer aufschlussreichen Analyse des brisanten Diskursphänomens „Terrorismus“ in den bundesdeutschen Medien, dem sich auch Fritz Hermanns jüngst in einer kommunikationsanalytischen Studie gewidmet hat.

Damit hätte Steinseifers Beitrag auch in der dritten Sektion des vorliegenden Bandes verortet werden können, in der Analysen versammelt werden, die sich der Gegenwartssprache bzw. mehr oder weniger aktuellen Diskursen widmen. Die ersten beiden Beiträge rekurren dafür ausdrücklich auf den Brisanz-Begriff: Ulrike Haß nutzt das Konzept der Brisanz für die Analyse eines Einzeltextes, während Andreas Musolff es auf die Metaphernanalyse ausdehnt: Als brisanten Text untersucht Haß einen gesellschaftlich für Demokratien besonders relevanten Text, den Entwurf für eine Europäische Verfassung, wie er im März 2004 im Internet zur Verfügung stand. Dessen Brisanz wird an „brisanten Wörtern“ (wie *qualifizierte Mehrheit* und spezifischen Rechtstermini mit unterschiedlichen Traditionen in den verschiedenen Sprachgemeinschaften), „brisanter Syntax“ (bei der Formulierung der Grundrechte im Vergleich zum deutschen Grundgesetz) und anhand des kommunikativen Grundkonflikts zwischen rechtlichem Funktionieren des Textes und dem Text als Identifikationssymbol festgemacht. Als brisante Metaphern verfolgt Andreas Musolff den Gebrauch und die Funktion von Gesund-/Krankheitsmetaphorik in britischen und deutschen Debatten zur Europapolitik im Zeitraum von 1989 bis 2001.

Die drei abschließenden Beiträge haben eher einen methodologischen Schwerpunkt. Die ersten beiden können als punktuelle Umsetzungen von Hermanns' Programm einer linguistischen Hermeneutik verstanden werden, auf das sich Josef Klein auch ausdrücklich beruft, wenn er postuliert, er wolle die Texte des UNO-Generalsekretärs Kofi Annan, die er untersucht, nicht als Fundorte zur Untermauerung von Thesen, die unabhängig von den Texten entstanden sind, nehmen, sondern ihnen als „individuellen Entitäten“ gerecht werden. Und als solche erweisen sie sich im Vergleich mit anderen politischen Reden von ihrer Funktion und ihrer Ausführung her aufgrund der Singularität des Amtes als „singulär“ hinsichtlich der Kombination der realisierten Sprechhandlungen, hinsichtlich der Füllung der verwendeten topischen Muster sowie hinsichtlich des Gebrauchs bestimmter zentraler Lexeme wie etwa des Hochwertwortes *Frieden*. Werner Holly greift den zu Beginn des Bandes von Ludwig Jäger erläuterten Begriff der Transkriptivität wieder auf,

um mit ihm – gegen reduktionistische kognitivistische u.a. Ansätze – ein Bedeutungs-Konzept anhand einer konkreten (linguistisch-hermeneutischen) Analyse eines Fernsehmagazinbeitrags zu plausibilisieren, das das „wechselseitige Lesbar-Machen von Bild und Sprache“ als spezifische Funktionsweise der Verständigung und Kommunikation mit gleichzeitigen Bild- und Textpräsentationen in den Mittelpunkt rückt. Entscheidend für Bedeutungskonstitutionen sind demnach „,Transkriptions‘-Verfahren der Paraphrase, Explikation, Erläuterung, Kommentierung oder Übersetzung, die entweder ‚intramedial‘ im selben Modus und Zeichensystem oder ‚intermedial‘ [zumeist im hier untersuchten Fall] in einem anderen Symbol- oder Darstellungssystem Bedeutungen erschließen oder hervorbringen und damit ‚lesbar‘ machen“. Während die hermeneutische Methode hier also empirisch konkret mit dem theoretisch abgeleiteten Begriff der Transkriptivität zu überzeugenden Interpretationsergebnissen führt, sind die den Band abschließenden Überlegungen Matthias Jungs methodologisch ausgerichtet auf die Korpus-Problematik für zukünftige Forschungen zur Bedeutung und Entwicklung „brisanter Wörter“. Jung lotet exemplarisch die Möglichkeiten und Grenzen der Untersuchung von Schlüsselwörtern, wie er sie nennt, anhand von Internet-Recherchen in Suchmaschinen u.Ä. aus. Diese auch von Fritz Hermanns in seinen jüngeren Arbeiten und von anderen lexikologischen Analysen ansatzweise genutzten Quellen werden hier systematisch auf den Prüfstand gestellt und als mit Vorsicht zu genießende, aber in Zukunft kaum zu vernachlässigende Quelle dargestellt, wenn zur diskursiven Funktion von Schlüsselwörtern zumindest in rezenten Debatten etwas Plausibles ausgesagt werden soll.

Bibliographie Fritz Hermanns

Die im Folgenden zusammengestellte Bibliographie der Schriften Fritz Hermanns ist das Ergebnis unserer Bemühungen, alles zusammenzutragen, was von Fritz Hermanns bis zum August 2004 publiziert worden ist. Sie kann leider nicht den Anspruch auf Vollständigkeit erheben, umfasst aber zumindest seine wichtigsten Veröffentlichungen und hoffentlich auch *fast* alles. Die Präsentation zu Beginn dieses Bandes dient einerseits dazu, interessierten Lesern auf einen Blick Zugang zu all den interessanten Gegenständen zu verschaffen, über die man bei Fritz Hermanns etwas lernen kann, sie ist andererseits auch der Versuch, das Gesamtwerk Fritz Hermanns' bis zu seinem 65. Geburtstag zu würdigen. Die Zuordnungen der Veröffentlichungen zu bestimmten linguistischen Teilgebieten unterliegt – wie immer bei solchen Unterfangen – keinen strengen Kriterien, sondern ist abhängig von den mehr oder weniger willkürlichen Entscheidungen des Interpreten seiner Texte.

Monographien/Sammelbände

- Hermanns, Fritz (1977): Die Kalkülisierung der Grammatik. Philologische Untersuchungen zu Ursprung, Entwicklung und Erfolg der sprachwissenschaftlichen Theorien Noam Chomskys. – Heidelberg: Groos.
- , Walter Lenschen, Gérard Merkt (Hgg.) (1983): Lernziele Deutsch. Perspektiven für den Deutschunterricht in der französischen und italienischen Schweiz. Actes du colloque organisé par la Section d'allemand de l' université de Lausanne, la Commission interuniversitaire suisse de linguistique appliqué, la Société des professeurs d'allemand en Suisse romande et italienne, Lausanne, 23.–25.3.83. Numéro spécial du Bulletin CILA Organe de la Commission interuniversitaire suisse de linguistique appliquée 38. – Neuchâtel.
 - , Gérard Merkt, A. Röllinghoff (Hgg.) (1986): Lehrmittel Deutsch. Neues über Lehrmaterialien Deutsch als Fremdsprache – und wie man damit umgeht. Actes du colloque organisé par le Laboratoire de langues de l'EPFL, la Section d'allemand de l' université de Lausanne, la Commission interuniversitaire suisse de linguistique appliqué et la Société des professeurs d'allemand en Suisse romande et italienne, Lausanne, 6.–8.3.1985. Numéro spécial Bulletin CILA Organe de la Commission interuniversitaire suisse de linguistique appliquée 43. – Neuchâtel.
 - Busse, Dietrich, Fritz Hermanns, Wolfgang Teubert (Hgg.) (1994): Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte. Methodenfragen und Forschungsergebnisse der historischen Semantik. – Opladen.

Aufsätze: Deutsch als Fremdsprache/Interkulturelle Germanistik

- Hermanns, Fritz (1980): „Jenseits der Systematisierbarkeit. Zum Deutschunterricht für Fortgeschrittene“. – In: Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache 6, 193-198.
- (1983): „Warum eine Lernzieldiskussion für den Deutschunterricht in der französischen und italienischen Schweiz? Reflexionen eines Zugereisten“. – In: Fritz Hermanns, Walter Lenschen, Gérard Merkt (Hgg.): Lernziele Deutsch. – Neuchâtel, 7-20.
 - (1985): „Schreiben im Vergleich. Zu einer didaktischen Grundaufgabe interkultureller Germanistik“. – In: Alois Wierlacher (Hg.): Das Fremde und das Eigene. Prolegomena zu einer interkulturellen Germanistik. – München: Iudicium, 123-139.
 - (1985): „Schreiben in der Fremdsprache Deutsch. Ein Erfahrungsbericht für Fortgeschrittene“. – In: Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache 10, 222-234.
 - (1985): „Das ominöse Referat. Forschungsprobleme und Lernschwierigkeiten bei einer deutschen Textsorte“. – In: Fremdsprache Deutsch, 593-607.
 - (1986): „Lesen als intelligentes Lernen. Ein Plädoyer für die kursorische Lektüre im fremdsprachlichen Unterricht“. – In: Fritz Hermanns, Gérard Merkt, A. Röllinghoff (Hgg.): Lehrmittel Deutsch. – Neuchâtel, 171-188.
 - (1987): „Doppeltes Verstehen. Überlegungen zur Begründung einer dialogischen Hermeneutik“. – In: Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache 13, 145-155.
 - (1987): „Begriffe partiellen Verstehens. Zugleich der Versuch einer Antwort auf die Frage nach der Relevanz einer linguistischen Hermeneutik für die interkulturelle Germanistik“. – In: Alois Wierlacher (Hg.): Perspektiven und Verfahren interkultureller Germanistik. – München: Iudicium, 611-627.
 - (1988): „Schreiben als Denken: Überlegungen zur heuristischen Funktion des Schreibens“. – In: Der Deutschunterricht 40, H. 4, 69-81.
 - (1992): „‚Materie‘ ist nicht ‚Gegenstand‘. Bemerkungen zur deutschen Übersetzung des ‚Cours de linguistique générale‘ von Ferdinand de Saussure“. – In: Susanne R. Anschütz (Hg.): Texte, Sätze, Wörter und Moneme. – Heidelberg: Heidelberg Orientverlag, 283-289.
 - (1996): „‚Fremdheit‘. Zur Semantik eines vielfach polysemen Wortes“. – In: Ernest W.B. Hess-Lüttich, Christoph Siegrist, Stefan Bodo Würffel (Hgg.): Fremdverstehen in Sprache, Literatur und Medien. – Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang (Cross-Cultural Communication 4) 37-56.
 - , Miaogen Zhao (1996): „‚Arbeit‘ in China und in Deutschland. Ein Begriffsvergleich als Beitrag zum Programm der interkulturellen Linguistik“. – In: Alois Wierlacher, Georg Stötzel (Hgg.): Blickwinkel. Kulturelle Optik und interkulturelle Gegenstandskonstitution. Akten des III. internationalen Kongresses der Gesellschaft für interkulturelle Germanistik Düsseldorf 1994. – München: Iudicium, 413-436.
 - (2003): „Interkulturelle Linguistik“. – In: Alois Wierlacher, B. Bogner (Hgg.): Handbuch Interkulturelle Germanistik. – Stuttgart: Metzler, 363-373.

Linguistische Grammatik

- Hermanns, Fritz (1994): „Linguistische Anthropologie. Skizze eines Gegenstandsreichs linguistischer Mentalitätsgeschichte“. – In: Dietrich Busse u.a. (Hgg.): Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte. – Opladen: Westdeutscher Verlag, 29-59.
- (1995): „Sprachgeschichte als Mentalitätsgeschichte. Überlegungen zu Sinn und Form und Gegenstand historischer Semantik“. – In: Andreas Gardt, Klaus J. Mattheier, Oskar Reichmann (Hgg.): Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Gegenstände, Methoden, Theorien. – Tübingen: Niemeyer, 69-101.
 - (2002): „Attitüde, Einstellung, Haltung. Empfehlung eines psychologischen Begriffs zu linguistischer Verwendung“. – In: Dieter Cherubim, Karlheinz Jakob, Angelika Linke (Hgg.): Neue deutsche Sprachgeschichte. Mentalitäts-, kultur- und sozialgeschichtliche Zusammenhänge. – Berlin, New York: de Gruyter, 65-89.
 - (2003): „Linguistische Hermeneutik. Überlegungen zur überfälligen Einrichtung eines in der Linguistik bislang fehlenden Teilfaches.“ – In: Angelika Linke, Hanspeter Ortner, Paul R. Portmann-Tselikas (Hgg.): Sprache und mehr. Ansichten einer Linguistik der sprachlichen Praxis. – Tübingen: Niemeyer (Reihe Germanistische Linguistik 245) 125-163.

Pragmatik

- Hermanns, Fritz (1980): „Es gibt Eigennamen von Handlungen. Beantwortung einer Preisfrage“. – In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 8, 93-95.
- (1985): „Sprechkrafttheorie. Zu einem Fall von Sprachwissenschaft“. – In: Grazer Linguistische Studien 23, 35-63.
 - (1987): „Handeln ohne Zweck. Zur Definition linguistischer Handlungsbegriffe“. – In: Frank Liedtke, Rudi Keller (Hgg.): Kommunikation und Kooperation. – Tübingen: Niemeyer (Linguistische Arbeiten 189), 71-106.
 - (1990): „Innere Akte: Zu einer Neubegründung der Sprechakttheorie aus dem Geist der Phänomenologie“. – In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 18, 43-55.
 - (1992): „Schmollen ist ein Kommunikationsversuch. Eine linguistische Lektüre von Kellers Pankraz, der Schmoller“. – In: Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache 18, 414-429.

Lexikographie

- Hermanns, Fritz (1982): „Brisante Wörter. Zur lexikographischen Behandlung parteisprachlicher Wörter und Wendungen in Wörterbüchern der deutschen Gegenwartssprache“. – In: Herbert Ernst Wiegand (Hg.): Studien zur neuhochdeutschen Lexikographie Bd. 2. – Hildesheim, New York: Olms (= Germanistische Linguistik 80, 3-6) 87-108.

- (1986): „Appellfunktion und Wörterbuch. Ein lexikographischer Versuch“. – In: Herbert Ernst Wiegand (Hg.): Studien zur neuhochdeutschen Lexikographie Bd. 6, 1. – Hildesheim, Zürich, New York: Olms (= Germanistische Linguistik 84-86) 151-182.
- (1988): „Das lexikographische Beispiel. Ein Beitrag zu seiner Theorie“. – In: Gisela Harras (Hg.): Das Wörterbuch. Artikel und Verweisstrukturen. – Düsseldorf: Schwann (Sprache der Gegenwart 74) 161-195 (= Jahrbuch des IdS 1987).
- (1996): „Emotion im Wörterbuch. Zur Lexikographie von affektiver Lexik“. – In: Herbert Ernst Wiegand (Hg.): Wörterbücher in der Diskussion II. – Tübingen: Niemeyer (Lexicographica: Series maior 70) 256-278.
- (2004): „Affektive Lexik. Ihre Darstellung in einer Auswahl einsprachiger Wörterbücher“. – In: Jörn Albrecht/Heidrun Gerzymisch-Arbogast/Dorothee Rothfuß-Bastian (Hgg.): Übersetzung – Translation – Traduction. Neue Forschungsfragen in der Diskussion. Festschrift für Werner Koller. – Tübingen: Gunter Narr Verlag, 95-106.

Lexikologie

- Hermanns, Fritz (1995): „Kognition, Emotion, Intention. Dimensionen lexikalischer Semantik“. – In: Gisela Harras (Hg.): Die Ordnung der Wörter. Kognitive und lexikalische Strukturen. Jahrbuch 1993 des Instituts für deutsche Sprache. – Berlin, New York: de Gruyter, 138-178.
- (2002): „Bilder im Kopf. Zur Wiederauferstehung des Begriffes der *Idee* und der *Vorstellung* in den Begriffen des *Stereotyps*, des *Schemas*, des *frame* sowie ähnlicher Begriffe“. – In: Peter Wiesinger (Hg.): Akten des X. Internationalen Germanistenkongresses Wien 2000. Band 2. – Bern usw.: Peter Lang, 291-297.
 - (2002): „Dimensionen der Bedeutung I: ein Überblick“. – In: D. Alan Cruse et al. (Hgg.): Lexikologie. Ein internationales Handbuch zur Natur und Struktur von Wörtern und Wortschätzen. 1. Halbband. – Berlin, New York: de Gruyter, 343-350.
 - (2002): „Dimensionen der Bedeutung III: Aspekte der Emotion“. – In: D. Alan Cruse et al. (Hgg.): Lexikologie. Ein internationales Handbuch zur Natur und Struktur von Wörtern und Wortschätzen. 1. Halbband. – Berlin, New York: de Gruyter, 356-362.
 - (2004): „Slogans und Schlagwörter“. Erscheint in: Jochen A. Bär, Thorsten Roelcke, Anja Steinhauer (Hgg.): Sprachliche Kürze. Konzeptuelle, strukturelle und pragmatische Aspekte. – Berlin, New York: de Gruyter.

Diachrone Semantik und Pragmatik

- Hermanns, Fritz (1983): "Some meanings of syntax: a historical synopsis". – In: Sandór Rot (ed.): *Languages in function: materials of the XIIIth Annual Conference of the Societas Linguistica Europaea held in Budapest, 3.-6.9.1980.* – Budapest, 129-139.
- (1989): „Ist das Zustandspassiv ein Passiv? Versuch, einer terminologischen Ungereintheit auf die Spur zu kommen“. – In: *Centre de Recherche en Linguistique Germanique (Nice) (Hg.): Das Passiv im Deutschen. Akten des Kolloquiums über das Passiv im Deutschen, Nizza 1986.* – Tübingen: Niemeyer (*Linguistische Arbeiten* 183) 181-213.
 - (1991): „,Umwelt‘. Zur historischen Semantik eines deontischen Wortes“. – In: Dietrich Busse (Hg.): *Diachrone Semantik und Pragmatik.* – Tübingen: Niemeyer (*Reihe Germanistische Linguistik* 113) 235-258.
 - (1993): „,Umwelt‘ als deontischer Begriff: Abriss einer Skizze der Geschichte der Karriere eines für uns heute (1988) aus gutem Grund nicht ganz unwichtigen Wortes“. – In: *Sprache und Politik.* 112-114.
 - (1993): „,Arbeit‘. Zur historischen Semantik eines kulturellen Schlüsselwortes“. – In: *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache* 19, 43-62.
 - (1993): „,Mit freundlichen Grüßen‘. Bemerkungen zum Geltungswandel einer kommunikativen Tugend“. – In: Wolf Peter Klein, Ingwer Paul (Hgg.): *Sprachliche Aufmerksamkeit. Glossen und Marginalien zur Sprache der Gegenwart.* – Heidelberg: Universitätsverlag C. Winter, 81-85.
 - (1999): „,Sprache, Kultur und Identität‘. Reflexionen über drei Totalitätsbegriffe“. – In: Andreas Gardt, Ulrike Haß-Zumkehr, Thorsten Roelcke (Hgg.): *Sprachgeschichte als Kulturgeschichte.* – Berlin, New York: de Gruyter, 351-391.
 - (2003): „,Volk‘ und ‚Nation‘. Zur Semantik zweier geschichtsträchtiger Begriffe“. – In: *Der Deutschunterricht* 55, H. 2, 26-36.

Politische Semantik

- Hermanns, Fritz (1989): „Deontische Tautologien. Ein linguistischer Beitrag zur Interpretation des Godesberger Programms der SPD“. – In: Josef Klein (Hg.): *Politische Semantik. Beiträge zur politischen Sprachverwendung.* – Opladen: Westdeutscher Verlag, 69-149.
- (1991): „,Leistung‘ und ‚Entfaltung‘. Ein linguistischer Beitrag zur Interpretation des Ludwigshafener Grundsatzprogramms (1978) der Christlich Demokratischen Union Deutschlands“. – In: Frank Liedtke, Martin Wengeler, Karin Böke (Hgg.): *Begriffe besetzen. Strategien des Sprachgebrauchs in der Politik.* – Opladen: Westdeutscher Verlag, 230-257.
 - (1992): „Ein Wort im Wandel: ‚Deutsch‘ – was ist das? Semiotisch-semantische Anmerkungen zu einem Wahlplakat der CDU (1990)“. – In: Armin Burkhardt, K. Peter Fritzsche (Hgg.): *Sprache im Umbruch. Politischer Sprachwandel im Zeichen von ‚Wende‘ und ‚Vereinigung‘.* – Berlin, New York: de Gruyter, 253-266.

- (1994): „Deutsche Sprache – deutsche Identität. Elemente und Aspekte deutscher nationaler Selbstauslegung“. – In: Karl Ermert (Hg.): Sprache zwischen Markt und Politik. Über die internationale Stellung der deutschen Sprache und die Sprachenpolitik in Europa. – Loccum, 187-204.
- (1994): „Schlüssel-, Schlag- und Fahnenwörter. Zu Begrifflichkeit und Theorie der lexikalischen ‚politischen Semantik‘“. – Mannheim (=Arbeiten aus dem Sonderforschungsbereich 245, Bd. 81).
- (1995): „‚Deutsch‘ und ‚Deutschland‘. Zur Semantik deutscher nationaler Selbstbezeichnungswörter heute“. – In: Ludwig Jäger (Hg.): Disziplinäre Identität und kulturelle Leistung. Vorträge des deutschen Germanistentages 1994. – Weinheim: Beltz Athenäum, 374-389.
- (1996): „‚Bombt die Mörder nieder‘. Überlegungen zu linguistischen Aspekten der Erzeugung von Gewaltbereitschaft“. – In: Hajo Diekmannshenke, Josef Klein (Hgg.): Wörter in der Politik. – Opladen: Westdeutscher Verlag, 133-161.
- (1996): „‚Einigkeit‘ im Deutschlandlied. Ein nationales Missverständnis“. – In: Karin Böke, Matthias Jung, Martin Wengeler (Hgg.): Öffentlicher Sprachgebrauch. Praktische, theoretische und historische Perspektiven. Georg Stötzel zum 60. Geburtstag gewidmet. – Opladen: Westdeutscher Verlag, 131-137.
- (2003): „*Die Globalisierung*. Versuch der Darstellung des Bedeutungsspektrums der Bezeichnung“. – In: Martin Wengeler (Hg.): Deutsche Sprachgeschichte nach 1945. Diskurs- und kulturgeschichtliche Perspektiven. Beiträge zu einer Tagung anlässlich der Emeritierung Georg Stötzels. – Hildesheim, New York: de Gruyter, 409-438 (= Germanistische Linguistik 169-170).
- (2005): „‚Krieg gegen den Terrorismus‘. Über die Bedeutungen des Wortes *Terrorismus* im Diskurs der Medien und Experten“. – In: Claudia Fraas, Michael Klemm (Hgg.): Mediendiskurse. Bestandsaufnahme und Perspektiven. – Frankfurt a.M. u.a.: Peter Lang, 142-167 (= Bonner Beiträge zur Medienwissenschaft 4).

Rezensionen

- Hermanns, Fritz (1991): „Wie sich Sprachen wandeln“. – In: Sprachreport H. 4, 7-9. [Rezension zu: Rudi Keller: Sprachwandel. – Tübingen 1990]
- (1994): „Schlag- und Schlüsselwörter“. – In: Sprachreport H. 3. [Rezension zu: Thomas Niehr: Schlagwörter im politisch-kulturellen Kontext. Zum öffentlichen Diskurs in der BRD von 1966-1974. – Wiesbaden 1993]
 - (2001): „Neue deutsche Sprachgeschichte“. – In: Mitteilungen des deutschen Germanistenverbandes 48, H. 4, 572-600. [Sammelrezension]

I Kulturwissenschaftliche Linguistik: Theorie und Programmatik

Sprachwissenschaft als Sozialwissenschaft?

1 Sprache als soziale Tatsache: Die Grenzen des strukturalistischen Sprachmodells

„La langue est un fait social“ („Die Sprache ist eine soziale Tatsache.“), so charakterisierte Ferdinand de Saussure (1967: 18), der doch weithin als der Begründer der modernen Sprachwissenschaft (und damit der Linguistik als einer eigenständigen akademischen Disziplin) gilt, den Untersuchungsgegenstand seiner Wissenschaft. Man könnte annehmen, dass Saussure mit dieser Äußerung die neue Disziplin eindeutig in die Reihe der gleichzeitig entstehenden neuen Sozialwissenschaften einreihen wollte. (Die Bezugnahme auf die damals brandneue Soziologie eines E. Durkheim ist in Saussures „Cours“ unübersehbar.) Und doch ist derselbe Saussure ungleich bekannter geworden durch ein Forschungsprogramm und eine Gegenstandsbestimmung der Sprachwissenschaft, welche in einer anderen Äußerung dieses Forschers auf den Kern gebracht sind, die das Gegenteil des ersten Zitates auszudrücken scheint. (Jedenfalls ist sein Werk wenn nicht von ihm selbst, so doch von denen, die auf seinem Werk aufbauend der neuen Linguistik ihre entscheidende, strukturalistische Prägung gaben, so, nämlich als Gegenteil einer Sozialwissenschaft, ausgelegt und weitergeführt worden.) Es handelt sich um den ungleich bekannteren Satz: „La langue est un système, qui ne connait que son ordre propre.“ („Die Sprache ist ein System, das nichts als seine eigene Ordnung kennt.“: Saussure 1967: 27)

Man muss beide Äußerungen rückblickend nach einer bald hundertjährigen Geschichte moderner sprachwissenschaftlicher Bemühungen nicht notwendig als einander widersprechend lesen. Und vielleicht löst der hier von mir vermutete Gegensatz bei denjenigen Lesern, die nicht mit der Selbstdeutung (bis hin zur Selbstbeschränkung) dieser Disziplin vertraut sind, Verwunderung aus. Der Gegensatz nämlich zwischen der modernen Sprachwissenschaft in ihrem eigenen Selbstverständnis, wie sie sich nach Saussure für über sechzig Jahre überwiegend konzipiert hat, einerseits, und einem Verständnis dieser Disziplin als Teil der Sozialwissenschaften andererseits. Jedoch ist es eine Tatsache, dass die moderne, d.h. die bis weit in die siebziger Jahre hinein fast ausschließlich strukturalistisch geprägte Sprachwissenschaft ihren Gegenstand derart auf die Sprache (*la langue*) als eigengesetzliches System aus

Elementen und Strukturen beschränkt hat (ein System, das, mit Saussure gesprochen, „nur seine eigene Ordnung kennt“), dass der Charakter der Sprache als soziale Tatsache, den Saussure selbst noch hervorgehoben hatte, für lange Zeit weitgehend in Vergessenheit geriet. Sprachwissenschaft wurde weithin nicht, wie es einem unbefangenen externen Beobachter (und aus heutiger Perspektive sogar zunehmend mehr Linguisten selbst) vielleicht naheliegend erscheinen könnte, als eine spezifische Form von sozialer, d.h. sich mit gesellschaftlich determinierten Erscheinungen abgebender, Wissenschaft aufgefasst; hingegen lehnte sich die neue Disziplin zunächst an ein Wissenschaftsideal an, das überwiegend von dem Bild der modernen Naturwissenschaften – vornehmlich der Physik – geprägt war. Zwar ist die Übernahme eines forschungsmethodischen Selbstverständnisses, welches sich an die mathematischen Methoden der Physik oder etwa der Ökonomie anlehnt, kein Spezifikum der Linguistik allein; auch andere moderne Sozialwissenschaften haben sich lange Zeit stark diesem leuchtenden Vorbild quantitativ-statistischer Methoden angeschlossen. Der Positivismus der wissenschaftlichen Moderne mit seinen Versprechungen der Objektivität, Neutralität und Verbindlichkeit ging also auch an der Sprachwissenschaft nicht vorbei.

Während jedoch in anderen Sozialwissenschaften – etwa in der Soziologie und der Politikwissenschaft oder (soweit man sie dazurechnen will) der Ökonomie – das Rechnen mit Zahlen und zählbaren Parametern noch einen gewissen Sinn macht, verfehlt ein quantitativer und/oder algorithmisierender Ansatz nach heute weithin geteilter Auffassung bei der Untersuchung der Sprache den Gegenstand. Sprache ist nichts Zählbares, ihr Funktionieren und ihre Wirkungen sind nicht ausrechenbar. Wenn die Sprachwissenschaft sich aber – wie ich behaupte – lange Zeit dem mehr oder weniger mathematisch-naturwissenschaftlich geprägten Selbstverständnis der Leitwissenschaften der Moderne angeschlossen hat, so kann sich das nicht auf die quantitativen Methoden beziehen, sondern nur die Art der Modelle betreffen, mit denen Sprache in der Linguistik konzipiert wurde. Für die strukturalistische Linguistik war die Sprache (*la langue*) mit einem Begriff Saussures zuerst und vor allem ein eigenständiges „System“ (von sprachlichen Einheiten – also Phonemen, Morphemen, Lexemen, Strukturen – etwa phonematischen, morphematischen, lexikalischen, und Regeln – etwa syntaktischen). Hatte sich die Sprachwissenschaft zuvor (also im 19. Jahrhundert) zur Charakterisierung der Sprache eines Begriffs aus der den (vermeintlichen oder wirklichen) Fortschritt tragenden Leitwissenschaft des 18. Jahrhunderts bedient, nämlich des aus der Biologie stammenden Terminus „Organismus“, so kann man den von Saussure und seinen Nachfolgern geprägten Terminus „Sprachsystem“ (als Kernbegriff der modernen Sprachwissenschaft) wenn man so will als eine bloße Übersetzung in die Sprache einer der zu seiner Zeit modernsten Wissenschaften (in diesem Fall wohl der Ökonomie) betrachten. (Eine für viele bittere Ironie der Wissenschaftsgeschichte ist es, dass neueste Ansätze der Linguistik in Gefol-

ge der generativen Mode chomskyanesker Prägung sich wieder der Biologie als Leitwissenschaft zuwenden – sozusagen zurück ins 18. Jahrhundert.)

Metaphernanalytiker wissen, dass jede Metapher – also auch wissenschaftliche Metaphern wie „Organismus“ und „System“ (denn um Metaphern handelt es sich auch, wenn wissenschaftliche Begriffe aus ihrem Entstehungszusammenhang heraus- und in einen völlig anderen Kontext hineingenommen werden) – einen spezifischen Herkunftsbereich hat, der ihre semantischen Möglichkeiten bestimmt, also dasjenige, was oft als die „Logik der Metapher“ bezeichnet wird. Das heißt für unseren Zusammenhang, dass natürlich eine Konzipierung der Sprache als „System“ andere Konnotationen und damit einen wenigstens teilweise abweichenden Erklärungszusammenhang bedingt, als ihre Auffassung als „Organismus“. Ein Organismus ist etwas, das „lebt“, das „wachsen“, „blühen“, „absterben“ kann, das möglicherweise „Zweige“, „Äste“, „Wurzeln“ hat. Hingegen überwiegen beim Begriff „System“ Konnotationen wie „strukturiert“, „geregelt“, „logisch aufgebaut“ usw. Jedoch sind, wie ich glaube, viele – wenn nicht die entscheidenden – Aspekte bei beiden Metaphern gleich: Es handelt sich um die Anklänge der Eigenständigkeit, der Selbstregulation, der scheinbaren Unabhängigkeit vom menschlichen Einfluss, d.h. von der Einwirkung der Sprachbenutzer, welche beiden Metaphern gemeinsam sind.

Nun muss eine modellhafte Konzipierung der Sprache als eines Systems aus Elementen und Relationen nicht von vorneherein einem Verständnis der Sprache als eines im Kern sozialen Phänomens widersprechen. Dies scheint sich auch in dem Nebeneinander der beiden eingangs zitierten Äußerungen Saussures anzudeuten. Jedoch haben die Kompilatoren von Saussures „Cours de linguistique générale“ und die Vertreter der ihm nachfolgenden strukturalistischen Linguistik den Kern der Sprachwissenschaft radikal auf die Untersuchung des als eigenständig aufgefassten „Systems“, d.h. der *langue*, eingegrenzt, während sie alle Aspekte, die die Sprache als soziale Tatsache, also in ihrem Verhältnis zu den Sprachbenutzern, betreffen, an den Rand der neuen Disziplin gestellt haben. In der Nachfolge des „Cours“ fielen diese Aspekte weitgehend aus dem Forschungsbetrieb der Linguistik heraus, mit der impliziten Begründung, dass man ja schon mit der vollständigen Erforschung des Kerns (etwa der Phonologie, Morphologie und Syntax) genug zu tun habe. Noch nicht einmal die Erfindung der Pragmatik sowie ihres Namens, also eines Forschungsbereichs, dessen Gegenstand als Teildisziplin der Sprachforschung gerade die Untersuchung der sprachlichen Zeichen in ihrer Beziehung zu den Sprachbenutzern, also der sozialen Gebrauchssituation der Sprache sein sollte, kann sich die Linguistik selbst auf die Fahnen heften. Es waren ein Allgemein-Semiotiker sowie ein an Kalkülsprachen interessierter Sprachphilosoph (Morris und Carnap), die den Begriff prägten (letzterer freilich nur zum Zwecke der Ausgrenzung aller sozialen und situativen Aspekte aus der Sprachtheorie). Die Entstehung dieser Forschungsrichtung ist erst ein sehr

spätes Ergebnis von Einflüssen philosophischer und soziologischer Provenienz.

Wenn ich also davon ausgehe, dass zwischen den beiden Zitaten Saussures (und damit zwischen der Auffassung der Sprachwissenschaft als einer Sozialwissenschaft und der Untersuchung der Sprache als eines Systems aus Formen und Strukturen) kein Widerspruch bestehen muss, dann entspricht diese Auffassung offenbar nicht unbedingt dem Selbstverständnis, welches im Fach Linguistik viele Jahrzehnte lang gepflegt worden ist. Denn wie anders soll man die nahezu vollständige Abstinenz deuten, welche die Vertreter dieser Disziplin gegenüber den sozialen Aspekten ihres Forschungsgegenstandes so lange gezeigt haben? Die Auffassung, dass es möglich sei, eine Systemlinguistik so zu betreiben, dass keinerlei Bezug auf Situationen und Kontexte des Sprachgebrauchs genommen wird, und damit ohne jegliche Berücksichtigung des sozialen Verwendungszusammenhangs von Sprache, kann nur – so möchte ich behaupten – auf einer theorie- und interessengeleiteten Selbsttäuschung beruhen. Nun mag es ja Sinn machen, etwa die differentiellen Beziehungen zwischen den einzelnen Phonemen einer Sprache als ein System von Artikulationsmöglichkeiten zu beschreiben, dem man eine gewisse innere Geschlossenheit und Eigendynamik zuspricht; schon die manchmal behauptete Eigenständigkeit dieses Systems aber, mit der man den Charakter der Linguistik als einer Quasi-Naturwissenschaft unterstreichen wollte (denn nur Naturwissenschaften kennen wissenschaftliche Gesetze und stabile Strukturen im strengen Sinn), erweist sich als brüchig, wenn man die Ursachen für Veränderungsmöglichkeiten des phonologischen Systems betrachtet. Gründe, bestimmte gewohnte Sprachlaute abweichend vom bisherigen Usus zu artikulieren, können (müssen aber nicht) auch soziale Gründe sein: Etwa die Bevorzugung eines Dialektes gegenüber der normierten Hochsprache (wie es gegenwärtig zunehmend im Schweizerdeutsch geschieht), die durch unterschiedliche soziale Bewertungen von Sprachvarianten veranlasst sein kann.

Wenn die Sprache in der strukturalistischen Linguistik vor allem als System konzipiert wurde, dann war dabei sicherlich das phonologische Modell des Systems der bedeutungsdifferenzierenden Merkmale das stets bemühte Vorbild. Schon innerhalb dieses linguistischen Paradigmas aber ist es fraglich, ob die System-Idee wirklich auf die höheren Ebenen der Sprachorganisation übertragen werden kann. Auf morphologischer Ebene mag man so etwas vielleicht noch entdecken, obwohl es schon hier in vielen Bereichen – etwa der Flexionsmorphologie – an strikter Systematizität mangelt. Schon auf der Ebene der Lexeme, d.h. der Wörter, entspricht der System-Aspekt aber nicht mehr der sprachlichen Realität. So hat es die Linguistik bis heute nicht fertig gebracht, eine feststehende und übereinstimmend geteilte Definition und Abgrenzung der Wortarten hervorzubringen, was eine notwendige Voraussetzung wäre, um auf dieser Ebene von einem System im strengen Sinne sprechen zu können. Man könnte entgegnen, dass die syntaktischen Funktionen, die einzelne Wörter im Sprachgebrauch ausüben, zu verschieden seien, um

hier zu einer eindeutigen Abgrenzung zu kommen. Das Problem wäre dann in die Syntax verwiesen, der es dann zukäme, das komplexe Gefüge von Regeln zu definieren und zu beschreiben, welche die Strukturierung und den Aufbau von sprachlichen Äußerungen bestimmen. Jedoch zeigt die Geschichte der (einander ablösenden bzw. schon in den Grundbegriffen häufig widersprechenden) Syntaxtheorien, dass der Anspruch eines in sich geschlossenen, homogenen und gebrauchsunabhängigen Systems auch auf dieser Ebene nicht eingelöst werden kann. Welche Funktion etwa bestimmten Arten sprachlicher Zeichen in verschieden aufgebauten Äußerungen zukommen kann, ist, wie neuere Forschungen zeigen, zuerst und vor allem eine Sache der mit den Äußerungen und ihren Teilen verfolgten kommunikativen Zwecke. Mit dem Bezug auf Zwecke hat man aber ein außerhalb des Sprachsystems (der *langue*) im traditionellen Verständnis liegendes Faktum in die Sprachanalyse einbezogen: man bezieht sich damit letztlich auf den sozial bestimmten Gebrauchszusammenhang sprachlicher Äußerungen. (Man spricht in der Syntaxtheorie daher zunehmend von einer „funktionalen Grammatik“, die zu entwickeln sei; man könnte es auch „pragmatische Grammatik“ nennen, wenn dieser Begriff nicht so scheel angesehen wäre.)

Schließlich ist es vor allem der Bereich der Semantik, der die Realisierung der zunächst so faszinierenden System-Idee von Sprache verhindert. Zwar zählt gerade die Semantik (viel mehr noch als die Syntax) zu den wenigen Bereichen außerhalb der Phonologie, wo wirklich versucht wurde, das differenzialistische Grundkonzept der strukturalistischen Linguistik durchzuführen und damit den Nachweis zu erbringen, dass das System-Modell in seiner strengen Form tatsächlich anwendbar ist (man vergleiche etwa die Bemühungen von Greimas, Pottier, Hjelmslev und anderen); jedoch markiert gerade der Bedeutungsaspekt der Sprache jenen Punkt, an dem die Grenzen (wenn nicht die Undurchführbarkeit) des Modells der Sprache als eines relativ eigenständigen, geschlossenen und in sich homogenen Systems „eigener Ordnung“ deutlich werden. Die Idee etwa eines abgeschlossenen Inventars wesentlicher semantischer Merkmale, zwischen denen als den Elementen eines semantischen Systems dann so etwas wie eine geordnete Menge von Relationen aufzeigbar sei, konnte der sprachlichen Realität aus prinzipiellen Gründen nicht gerecht werden. Nicht nur, dass der Versuch einer festen Ordnung semantischer Beziehungen im Wortschatz oder in Texten derselben Vergeblichkeit unterliegt, wie jene Bemühungen um eine systematische Ordnung der Dinge der Welt, wie sie die frühen Wissenschaften etwa des 18. Jahrhunderts unternommen haben (erinnert sei nur an das Linnésche System in der Biologie oder an die Versuche der Definition eines geschlossenen hierarchischen Begriffssystems); die semantischen Werte einzelner sprachlicher Zeichen sind darüber hinaus in einer solch starken Weise von kontextuell und situativ vorausgesetzten Wissens-elementen abhängig, dass eine Festlegung und Systematisierung, welche die Bedeutungen und semantischen Beziehungen als ein System eigener Ordnung zu begreifen versucht, geradezu notwendig scheitern

muss. Gerade die Semantik macht deutlich, dass eine Analyse der Sprache und ihres Funktionierens ohne ständige Bezugnahmen auf die Situationen und Kontexte des Sprachgebrauchs, die ja letztlich stets sozial bestimmt sind, dem Forschungsgegenstand nicht gerecht werden kann. Zudem hat jede semantische Theorie und Analyse die Interpretationsbezogenheit sprachlicher Bedeutungen zu berücksichtigen, die notwendig den Bezug der Zeichen zu den Zeichenbenutzern mitsamt ihren Absichten, Vorverständnissen, Wissensprägungen voraussetzt, und damit ein durch den gesellschaftlichen Verkehr geprägtes Moment der Sprache.

Nun will ich bei meiner kleinen Untersuchung zu der Frage, ob die Systemlinguistik dem sozialen Charakter der Sprache gerecht geworden ist oder überhaupt gerecht werden wollte, nicht ungerecht sein. Sicher ist im Saussureschen „Cours“ der Untersuchung der Sprache als „System“ grundsätzlich der Aspekt des Sprachgebrauchs in Form der „parole“ an die Seite gestellt worden. Die „langue“, also das Sprachsystem (so war die Idee) sollte die Virtualität der Sprache verkörpern, während die Aktualität des tatsächlichen Sprachgebrauchs im Sprechen und Schreiben im Begriff der „parole“ berücksichtigt sein sollte. Für Saussure selbst ist (sicherlich stärker als bei seinen Nachlassverwaltern und Nachfolgern) sogar das Sprachsystem, also die langue selbst im Kern sozial, weil sie den gesamten Sprachbesitz der sozialen Gemeinschaft verkörpert, während die parole individuell sei, da sie nur einen durch die Psyche des Sprechenden Individuums geleiteten Ausschnitt der Möglichkeiten des gesamtgesellschaftlichen Sprachsystems verwirklichen könne. Trotz dieser Bezugnahme auf den grundsätzlich sozialen Charakter sogar des Sprachsystems selbst bei Saussure liegt die Ironie der Entwicklung der strukturalistischen Linguistik darin, dass sie dieses Erbe des großen Vorbildes bis zum nahezu vollständigen Ausblenden des sozialen Charakters der Sprache vernachlässigte. Zu kritisieren wäre also – um im Bild zu bleiben – nicht so sehr die Virtualität des strukturalistischen Sprachmodells (zumindest in der Fassung des originalen Saussure, die erst in den letzten Jahren mühsam aus den Originalquellen rekonstruiert wird), als vielmehr seine Aktualisierung in siebzigerjähriger strukturalistischer Sprachforschung. Für uns entscheidend ist also nicht so sehr die Frage, ob Saussure die von ihm entworfene Sprachwissenschaft, als Teil der „sémeologie“ in die (damals ja noch nicht so ausdifferenzierten) Sozialwissenschaften einordnen wollte; eher scheint ihm oder jedenfalls seinen Kompilatoren eine Nähe zur Psychologie anstrebenswert gewesen zu sein. Entscheidend vielmehr ist, dass der soziale Charakter der Sprache in der nachfolgenden Linguistik nahezu in Vergessenheit geriet und dass diese Vernachlässigung wohl eine der wesentlichen Ursachen für die Aporien einer von den Sprachgebrauchssituationen und ihren sozialen Parametern abstrahierenden reinen Systemlinguistik gewesen ist.

Ich habe bisher zur Charakterisierung des traditionellen Selbstverständnisses der Linguistik allein den Begriff des „Sprachsystems“ angesprochen. Es ist jedoch nicht allein (vielleicht noch nicht einmal vorrangig) das System-

Modell, welches den Gegensatz des traditionellen Paradigmas der Sprachwissenschaft zu einer Auffassung dieser Disziplin als Sozialwissenschaft begründet. Es ist vielmehr auch und vor allem das methodische Ideal der Kalkulierbarkeit linguistischer Regeln auf allen Ebenen des Sprachsystems, welches als Vorbild eher die Logik oder Mathematik (bzw. die moderne mathematisierte Physik) nahm, als die Sozialwissenschaften oder gar die klassischen Philologien. Gerade die Geschichte der Syntaxtheorien ist bis heute mit der Entwicklung der logischen Sprachphilosophie eng verzahnt. So ist es vielleicht kein Zufall, dass es erst einer Überwindung der Dominanz der Kalkülsprachentheorie in der Philosophie selbst bedurfte, bevor auch in der Linguistik eine stärkere Berücksichtigung des sozialen Gebrauchszusammenhanges von Sprache Einzug halten konnte. (Es handelt sich dabei um die Ablösung der Idealsprachenphilosophie durch die Philosophie der natürlichen Sprache, die einer der Anreger und Vorläufer der linguistischen Pragmatik geworden ist.) Vielleicht ist es kein Zufall, dass sich im Paradigma der modernen Sprachwissenschaft zwei Strömungen vereinigten, die jeweils Sprache auf eine Art binnengesteuerten Algorithmus reduzieren wollten: das System-Modell des Strukturalismus und das an logisch-mathematischen Abläufen mehr als an natürlichem Sprachgebrauch orientierte Modell der Kalkülsprachen-Philosophie. Der Logizismus der einen Seite verband sich mit dem Binarismus der anderen zu einer Mischung, die den Blick auf das soziale Fundament der Sprache versperrte. Neben diesen Aspekten gibt es wohl auch methodologische Gründe, die dessen Vernachlässigung begünstigten. So ist zumindest der radikale positivistische Empirismus der amerikanischen Strukturalisten mit verantwortlich für die Geringschätzung der sozialen Aspekte in der linguistischen Forschung; man pflegte zu lange die Vorstellung, als könne die Struktur und der Aufbau einer Sprache allein durch Anwendung binärer Teilungsoperationen auf Zeichenketten, d.h. rein objektiv und ohne Bezug auf die Bedeutung dieser Zeichenketten und damit das Verständnis, das einzelne Sprachbenutzer von ihnen haben, herausgefunden werden. Die letzte Konsequenz dieses methodischen und theoretischen Selbstverständnisses ist die Behauptung Chomskys, dass die Sprache in ihrem Kern eine universelle, also übereinzelsprachliche angeborene Struktur sei, die dem Menschen im physiologischen Apparat mitgegeben sei, mithin – wie er es neuerdings nennt – ein „Epiphänomen“ und folglich die Linguistik ein Anhängsel der Biologie.

Man kann all die bisher erörterten (und für einen Außenstehenden in ihrer Radikalität wohl auch äußerst erstaunlichen) Tendenzen zu einer gebrauchsfernen und damit a-sozialen, das soziale Fundament der Sprache vernachlässigenden, Sprachtheorie und Sprachwissenschaft in einem einzigen Beweggrund zusammenfassen: Ich glaube, dass es vor allem das tief verinnerlichte Streben nach einer objektivierten Form der Sprachforschung war, welches den Wunsch nach einer Sprachwissenschaft entstehen ließ, die durch die chaotische Vielfalt des tatsächlichen Sprachgebrauchs nicht irritiert werden sollte. Es sollten eindeutige Strukturen, Regeln, Muster und Funktionen sein,

welche den Apparat der Sprache (und zwar einer in sich homogenen Sprache, der *langue* bzw. des Systems) ausmachten. Nicht mehr eine semantisch begründete Vielfalt, eine störende und schwer systematisierbare Abhängigkeit von den Außenparametern sozialer Zwecke, Funktionen und Situationen sollte die verlässliche empirische Feststellung des Forschungsgegenstandes behindern, sondern Eindeutigkeit der Strukturen und Regeln sowie Geschlossenheit und damit Beständigkeit und Homogenität des herausgefundenen Systems sollten ein ein für allemal feststehendes Forschungsergebnis und einen Erkenntnisfortschritt erbringen, an dem dann ebenso wenig mehr gerüttelt werden könnte, wie etwa an der Gültigkeit der mechanischen Gesetze in der Physik. Es war also, wissenschaftsgeschichtlich gedeutet, vor allem das Bemühen um eine Aufnahme in den gesellschaftlich führenden Kreis der objektivistischen Wissenschaften, welches die harsche Abgrenzung der modernen Linguistik von ihren Vorgängern, nämlich den mittlerweile des Subjektivismus und der Uneindeutigkeit verdächtigten Philologien, verursachte. Damit liegen die Ursachen für die Ferne der modernen Linguistik von einem sozialwissenschaftlichen Verständnis ihres Gegenstandes und der eigenen Forschungsdisziplin, wie ich vermute, weniger in einem Willen zur Ignorierung des grundsätzlich sozialen Charakters der Sprache; die deutlichen Hinweise auf diesen auch in der kompilierten Fassung des Saussureschen „Cours“ waren auch für den diesbezüglich unwilligsten Anhänger des strukturalistischen Paradigmas schließlich nicht zu übersehen – soweit er in diesen heiligen Text überhaupt einmal hineingeschaut hat. Nur ließ sich der soziale Charakter der Sprache schwer in ein Sprachmodell einfügen, das diese vor allem als einen nach eindeutigen Regeln strukturierten Algorithmus auffassen wollte.

2 Soziale Modelle von Sprache: Humboldt, Bühler, Wittgenstein

Die Vereinseitigung des linguistischen Erklärungsmodells von Sprache hin zu einem quasi eigenständig, homogen und in sich geschlossen gedachten Regelsystem eigener Ordnung war, schaut man sich die Entwicklung sprachtheoretischen Denkens bis zum Entstehen der modernen Sprachwissenschaft als einer eigenständigen Disziplin an, keinesfalls notwendig. Als Belege für diese Annahme möchte ich kurz drei Autoren behandeln, die auch heute noch beispielgebend für eine Auffassung von Sprache stehen können, die deren grundsätzlich sozialen Charakter nicht ignoriert, sondern an zentraler Stelle in das jeweilige Sprachdenken einführt. Es handelt sich um die Sprachtheoretiker Wilhelm von Humboldt, Karl Bühler und Ludwig Wittgenstein.

Manche Betrachtungen Humboldts kann man als Vorläufer solcher Gedanken sehen, wie sie dann auch Saussure in seinem Sprachmodell entwickelt

hat; nur mit dem kleinen, aber entscheidenden Unterschied, dass Humboldt das sprachtheoretische Schwergewicht genau auf die Aspekte legt, die in der von Saussure angeregten strukturalistischen Linguistik gerade vernachlässigt wurden. In einer viel zitierten zentralen Stelle wird dies besonders deutlich: „Die Sprache, in ihrem wirklichen Wesen aufgefasst, ist etwas ständig und in jedem Augenblicke vorübergehendes. [...] Sie selbst ist kein Werk (ergon), sondern eine Thätigkeit (energeia).“ (Humboldt 1835: 418) Man kann in dieser Äußerung eine Parallele zu Saussures Unterscheidung von Sprachsystem (langue) und Sprachgebrauch sehen; nur dass Humboldt beide Aspekte genau umgekehrt gewichtet wie Saussure: nicht das Sprachsystem im Sinne eines festgefügteten Gegenstandes, eines „Ergon“ ist für ihn der Kern der Sprache, sondern die sich unablässig wiederholende Hervorbringung sprachlicher Äußerungen, d.h. der Tätigkeits-Aspekt, der in der menschlichen Rede (bei Saussure: parole) liegt. Humboldt fährt im Zitat fort: „Unmittelbar und streng genommen ist dies die Definition des jedesmaligen Sprechens; aber im wahren und wesentlichen Sinne kann man auch nur gleichsam die Totalität dieses Sprechens als die Sprache ansehen.“ Von Saussure zu Humboldt (wenn diese kleine Umkehrung des Zeitablaufs gestattet ist) findet also eine Akzentverschiebung statt: Beide erkennen sie, dass im Denken über Sprache zwei verschiedene Gegebenheitsweisen des Gegenstandes unterschieden werden können: Das aktuelle Sprechen, der Sprachgebrauch, die parole, oder, wie Humboldt sagen würde, „die menschliche Rede“ auf der einen Seite, und zwar als die Phänomen-Ebene, so, wie Sprache den Sprachbenutzern erscheint; auf der anderen Seite das Geflecht sprachlicher Formen, Strukturen und Regeln, welches die Sprachwissenschaft aufhellen möchte, und das als „Sprachsystem“ nur allzu gern zum „Ergon“, also einem quasi dinghaften Gegenstand eigener Ordnung hypostasiert wird.

Eine Sprachwissenschaft, die, wie die von Humboldt vorgeschlagene, nicht das Sprachsystem in den Mittelpunkt des Modells stellt, sondern die tatsächliche Erscheinungsform der Sprache im Sprachgebrauch, erkennt damit, wie ich behaupten möchte, die soziale Gegebenheitsweise der Sprache in weitaus stärkerem Maße an. Dies wird z.B. dort deutlich, wo Humboldt, trotz seines gleichwohl vorhandenen Interesses an der Erforschung der Regeln der Grammatik (also der langue), diese Regeln stets in Relation zu den Sprechern und Hörern, und damit den sozialen Absichten und Zwecken sprachlicher Äußerungen stellt. Er bezeichnet einmal als eines von mehreren Zielen der wissenschaftlichen Sprachbetrachtung das „Erkennen der Erreichung aller menschlichen Zwecke durch Sprache“. (Humboldt 1820: 12) Dieses aus nachstrukturalistischer Sicht so modern klingende In-Beziehung-Setzen von Sprache zu den Zwecken, denen sie dient, kann nur von einem Standpunkt aus gedacht werden, der Sprache zuallererst als soziales Verhältnis, als soziale Tatsache denkt (Zwecke sind immer Zwecke von Handlungen; sprachliche Handlungen sind aber stets soziale Interaktionen). Dieser Gedanke an die (notwendig von den sozialen Gebrauchssituationen sprachlicher Äußerungen

determinierten) Zweckgebungen der Sprache und ihrer jeweiligen Formen und Strukturen hatte in der strukturalistischen Verabsolutierung des Sprachsystems gefehlt. Schließlich und vor allem legt Humboldt das Schwergewicht seines Sprachdenkens konsequent auf den dialogischen, und damit sozialen, Charakter der menschlichen Sprechfähigkeit: „Die Sprache kann auch nicht vom Einzelnen, sie kann nur gesellschaftlich [...] zur Wirklichkeit gebracht werden.“ (Humboldt 1827: 139) Diese wenigen Bemerkungen zu Humboldt müssen genügen.

Karl Bühler (1934: 24 ff.) stellt mit seinem Organon-Modell der Sprache die soziale Situation des Sprechereignisses in das Zentrum seiner Sprachtheorie. Er entwirft ein Dreiecks-Modell, in dem die sprachlichen Zeichen (als Organum) die verbindende Mitte zwischen den drei Polen der Dinge der Welt, über die geredet wird, dem Einen (d.h. dem Sprecher oder Schreiber) und dem Anderen (d.h. dem Hörer oder Leser) bilden. Im Gegensatz zum (auch im Strukturalismus noch beliebten) klassischen Zeichendreieck, das nur die drei Pole Ausdruck, Bedeutung und Gegenstand kannte, also völlig von den Zeichenbenutzern abstrahierte, führt Bühler die Zeichenbenutzer als wesentliches Bestimmungsmoment in sein Sprachmodell ein. Konsequent wird die Funktion sprachlicher Zeichen nicht allein auf die Darstellungsfunktion (bezüglich der Gegenstände, über die geredet wird) reduziert, wie dies in der klassischen Zeichentheorie bis hin zum Strukturalismus durchgängig der Fall war; vielmehr werden andere, in erster Linie sozial bestimmte, Zeichenfunktionen hinzugenommen, so vor allem die bekannte Ausdrucks- oder Symptomfunktion und die Appellfunktion.

Bühler grenzt das soziale Sprechereignis deutlich von einer einfachen Zeichenrelation (wie sie etwa auch bei einem Wegweiser bestehen könnte) ab und betont wie Humboldt konsequent den Tätigkeitsaspekt des Sprechereignisses: „Es ist eine komplexe menschliche Handlung.“ (Bühler 1934: 79) Zugleich bringt Bühler mit seiner Verortung des Sprachgebrauchsereignisses in situativen und kontextuellen Umfeldern (wie sie etwa die Funktion deiktischer Ausdrücke bestimmen können) einen Aspekt der Verwendungsgebundenheit sprachlicher Zeichen in die Sprachtheorie ein, der schwerlich mit der im Strukturalismus angestrebten Eigenregulation des Sprachsystems und der Eigenständigkeit seiner Regeln in Einklang gebracht werden kann. Hinsichtlich der Verortung der Sprache im Bezugsnetz sozialer Sprachgebrauchs- bzw. Kommunikationssituationen geht Bühler noch einen deutlichen Schritt über Humboldt hinaus (der diesen Aspekt eher implizit mit seinem Dialogmodell artikuliert hatte): Sein Begriff des „sympraktischen Umfeldes“ des Sprechens (Bühler 1934: 154) , d.h. der Einbettung sprachlicher Äußerungen in außersprachliche soziale Handlungszusammenhänge, führt Aspekte in die Sprachtheorie ein, die in der Linguistik selbst erst in allerneuesten Theorien etwa der „Szenen“ oder „Handlungsrahmen“ wieder aufgegriffen worden sind. Zugleich leistet Bühler damit einen Vorgriff auf den Begriff des „Sprachspiels“ bei Wittgenstein, der gerade diese enge Vernetzung von